

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 27 (1925)
Heft: 11-12

Artikel: Standeswahl
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748695>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

STANDESWAHL

Ein herrlicher Wintermorgen. Kein Wölkchen trübt den tiefblauen Himmel. Drunten im Tal wogt schäumend das Nebelmeer. Weit drüben, unnahbar am andern Ufer, schimmert des Hochgebirges Silberkranz.

Arm in Arm mit seiner jugendlichen Gattin schlendert der Schlossherr auf und ab im Sonnenglanze der weiten Gartenterrasse. Sie sind stumm, denn sie sind glücklich. Der Schnee knirscht unter ihren Füßen und bildet goldig warme Hauben auf alten Taxushecken, welche in zierlich dunkelgrünen Arabesken, von eisblauen Schatten begleitet, die weiße Fläche durchziehn. Von Zeit zu Zeit halten sie inne, dem Wallen des Meeres zuzuschauen, in seinem Kampf mit der Sonne, wie es heranrollt, tief drunten am schwarzen Tannenwalde, wie es die gierig leckenden Fangarme emporstreckt zur lichten Höhe, allwo sie strahlende Wärme in kraftlosen Dunst verflüchtigt.

Vom Schlosse her tönt jauchzendes Kinderlachen. Eingemummelt in weiße Decken, strampelt der kleine Bub auf den Armen seiner Amme den Eltern entgegen. Im dicken Fäustchen hält er eine dunkelrote Rose, um seinem Papa zum Geburtstag Glück zu wünschen. —

Ein Diener meldet, dass der Wagen warte, welcher den jungen Volksvertreter ins Parlament der Hauptstadt führen soll.

Er hält die Gattin eng umschlungen, betrachtet ihr reizendes Köpfchen, kann sich kaum trennen von den lachenden Augen, und während seine Hände entzückt den edeln Linien ihres schlanken Körpers folgen, welche der üppige Pelz nur ahnen lässt, drücken die Lippen einen heissen Kuss auf die von würziger Winterluft geröteten Wangen.

Endlich reißt er sich los, der Pflicht gehorchend. Voll stolzer Liebe folgt das Weib noch lange mit Augen und Gedanken dem talwärts enteilenden Auto, bis die Wogen des grauen Meers darüber zusammenschlagen und das dumpfe Signal der Hupe ersticken.

Der Wagen bahnt sich mühsam einen Weg durch dichte Nebel. Sein heisser Warnungsschrei schreckt den Politiker aus seinen Träumen. — Er liegt im Bett, und der von Wintersonne vergoldete Wecker zeigt auf 12 Uhr! Am offenen Fenster des alten Turmes sitzt der schwarze Rabe, der ihn mit seinem Krächzen zu unbarmherziger Wirklichkeit gerufen.

Gott, hätte doch die Krähe ihn nicht geweckt, könnte er weiterschwelgen im selbstzufriedenen Dasein, welches der Traum ihm vorgegaukelt. Soeben hielt er im Nationalrat die große Rede über die notwendige Erschaffung einer schweizerischen Nation, aus weiser, zielbewusster Mischung von Welsch und Deutsch, über die Bildung einer nationalen Sprache, Kunst und Literatur. Die grauen Skeptiker bekehrte der Hinweis auf die Geschichte Englands. Denen, die aus seinen Plänen Schmälerung des internationalen Ansehens der Schweiz befürchteten, malte er phantastische Zukunft vor vom europäischen Riesenreiche, welches in sich gefestigt, die unverdorbenen Bewohner der Alpen einst gründen würden. Er prophezeite ihnen das Schicksal Roms, das auch durch eigene Kraft vom engen Kapitele aus die Welt eroberte. —

Und jetzt weckt ihn der dumme Vogel, bevor er auf den Schultern begeisterter Freunde den Sitzungssaal hatte verlassen können.

Noch immer getraut er sich kein Glied zu rühren, leise erhoffend, dass ihn der Traum ein zweitesmal umspiele. Unbeweglich, geschlossenen Auges, versucht er ihm zu Hilfe zu kommen, lässt Beifall klatschen, Bravo rufen, *épatant*, *evviva* und *cheibe guet* und Hurrah, bis draußen vor dem Fenster neue Misstöne ihn schrecken. Diesmal ist's die Stundenfrau, welche jeweils sein Bett macht und das Geschirr wäscht, in welchem er kocht. Keifend ruft sie hinauf, sie könne nicht mehr länger warten. Wenn er noch heute Ordnung haben wolle in seinem Schloss, so möge er sich sputen und die Ruine öffnen.

Da schlüpft er ärgerlich in die zerrissene Seide des violetten Morgenrockes, eilt die Treppe hinab, und öffnet polternd die großen Riegel am schweren Tor. Das alte Weib wünscht brummend guten Abend, indem 's an ihm vorüberhinkt, Es würdigt ihn keines Blickes, sei's aus Ärger über das lange Warten draußen im Schnee, sei's aus jungfräulicher Scham vor dem in seinem Pyjama schlotternden Jüngling. — —

Jetzt sitzt er in seinem Wohnzimmer, dem einzig heizbaren Raume im verwunschenen Schloss, und lässt das Grammophon den Choclo spielen und andere vergangene Herrlichkeiten. Des Teekessels Gesumme mahnt ihn an die Gegenwart. Er nimmt sein Frühstück, isst zu Mittag und trinkt Tee zu gleicher Zeit. Ganz abgesehen davon, dass ihm die vorgerückte Stunde kaum etwas anderes gestattet, ist diese Einrichtung von allergrößter Nützlichkeit. So muss er einmal nur des Tages in die garstige Küche hinuntersteigen, um eine Maggisuppe sich zu brauen und weiche Eier und dazu lebt es sich auf diese Weise so viel billiger!

Er rechnet nach. Wenn er auch weiterhin vom Leben nichts größeres fordert, so wird das Geld bis in den Juni reichen. — Und dann? — Nun, dann muss er wohl auf all die schönen Träume vom Gutsbesitzer und Politiker, welcher auf sonniger Schlossterrasse am Arm der Gattin die herrliche Natur genießt, verzichten, das alte Mauerwerk an irgendeinen anderen Spinnbruder abzusetzen suchen. Aus dem Erlös wird er die Hypotheken zahlen, und drauf in irgendeinem Land, wo Sonne scheint, schuhputzen oder Zeitungen verkaufen gehen.

Er lächelt, sich schon wieder bei der Idee zu finden, in Madrid nächsten Herbst „La voz“ und „Informaciones“ feilzubieten, einzustimmen in das Singen der andern Zeitungsjungen, welches allabendlich so eigenartig durch die Straßen wogt. Nein, so weit ist's vorläufig mit ihm doch noch nicht gekommen.

Er braucht ja nur herabzusteigen von der Burg, zurückzutauchen ins schmutziggraue Meer des Alltags, dem er entflohen, darin voll Selbstvertrauen weiterschwimmen, bis dass im Lauf der Zeit das Fett der eigenen Wichtigkeit ihn mühlos auf der garstigen Suppe trägt. Wenn er nur will, so muss der Weg ins Tal ihn zu Erfolg, zu selbsterworbenem Reichtum führen, zu Eheglück, zu Ansehen und zu öffentlicher Macht. Es waren keine Utopien, die heute Morgen ihn im Traum entzückt. Zwar gilt es allerdings zu streben und zu kämpfen, denn jedes hohe Ziel will mühevoll erobert werden. Doch ist der Siegespreis ihm sicher, wenn er nur will.

Aber will er das? Schon über einen Monat sitzt er untätig in seinem Turm, um sich darüber Klarheit zu verschaffen. War's wirklich Glück, das ihm die

goldene Wintersonne vorgegaukelt? Ist's denn der Sinn des schönen Lebens, darnach zu trachten, in geschäftiger Ruhe, wohlgenährt und wichtig, einen möglichst hohen Platz in der Gesellschaft einzunehmen? Der Sinn des schönen Lebens! Hat überhaupt das Leben einen Sinn? Kann es für ihn noch schön sein?

Die Berge leuchten durch die großen Fenster in die Stube hinein. Sinkende Sonne übergießt sie mit glühendem Rot. Es ist, als wollte die Natur ihm ein allmächtiges Ja zurufen auf seine bange Frage. Langsam steigt der Abend aus düsterm Nebel der Täler. Bereits durchschleichen seine grauen Boten das Gemach.

Die göttlichen Berge! Er glaubt sich im Engadin beim Tee in dämmerig weiter Halle des Hotels. Soeben ist er mit zwei Freunden von einer Skitour heimgekommen. Ganz vorne sitzen sie, da wo die Riesenfenster nach dem See sich öffnen. Keiner spricht ein Wort. Die Gedanken weilen noch droben, in sonniger Höhe, wo weiße Kuppen mit tausend Sternen zum dunkelblauen Himmel blitzen, fliegen in sausender Abfahrt über silberne Hänge, während die sehnsüchtigen Weisen des Orchesters, der feine Duft der eleganten Damen sie umschmeicheln, warmes Getränk in wohligh müden Gliedern die Pulse rascher schlagen lässt.

Indessen flammen vor ihren Augen, zum Greifen nah, Rosatsch und Languard in des Tages Todesleuchten. Der Kristall der Fenster, welche vom Menschen eisige Landschaft trennen, ist selbst blaugoldene Luft geworden, die märchenhafte Pracht unsinniger Wirklichkeit umfängt. Was kümmert die jungen Freunde das geschäftige Treiben um sie her! Sie hören nicht das lachende Geschwätz der Menschen, nicht das Klirren des Geschirrs. Sie fühlen sich eins mit der Natur, sind, ins All versunken, einer der blauen Schatten, welche anbetend der in Eis gebundene See emporschickt durch die bronzen Arvenwälder, hinan bis zu den unnahbaren, goldnen Firnen. Doch ach! Wo immer sie die Flammenglut erreichen, verlöscht ihr Kuss das heilige Feuer, erstarrt das rote Gold des Firns zu Nacht und Eis. Nur noch die höchsten Spitzen brennen. Doch unaufhaltsam wachsend, schlägt auch über ihnen die Flut der Nacht zusammen, ja selbst die schnellen Purpurwolken suchen vergeblich ihr zu entfliehn.

Da plötzlich durchbraust das Licht von tausend Lampen den weiten Saal, ruft sie erbarmungslos zurück, zum Kreise, dem sie angehören. Schwarzen Teufeln gleich verhüllen befrackte Diener blaudunkel gähnende Kälte magischer Glaswand. Kahlköpfige Alte flirten mit bemalten Weibern. Auf dicken Hälsen, fetten Fingern schmarotzen Perlen und Diamanten, gleich Orchideen auf faulem Holz. Ein Jazz durchschwirrt die Luft. Das Geschrei der Neger wetteifert mit dem Kreischen Amerikas, dem Slang der Deutschen, die ihr Vaterland verleugnen, und unermüdlich schlängeln die Kellner durch das Gewirr, sich für ein Trinkgeld galant verbeugend — die Kavaliere des 20. Jahrhunderts.

Gleichgültig, fremd ist all den Menschen die Pracht des Hochtals. Sie sind nur hier, weil es sich schickt, den Winter im Süden oder in den Bergen zu verbringen. Sie sitzen höchstens in der warmen Mittagssonne, gleich vollgefressenen Riesenschlangen, in allen Farben schillernd, auf bequemen Bänken, um zuzusehen, wie gesunde Jugend sich kraftvoll tummelt. Jedoch ihr Leben ist

das Hotel, und umso angenehmer scheint es ihnen, je mehr es sie das Engadin vergessen macht, je besser es dem überschminkten Dasein in nebeliger Großstadt gleicht. — —

Allmählich weichen die verschneiten Bündnertannen im Spiele seiner Phantasie dem sommerlichen Farbenleuchten.

Frühmorgens liegt er am Strande dem brausenden Meere zu lauschen. Ein Felsblock, von Brandung zernagt, verdeckt das Fischerdorf und die Hotels. In einsam urweltlicher Schönheit wogt tiefblaues Meer hinein in die goldene Muschel, zu der sich die Steilküste rundet. Ihr rötlicher Fels flammt im Lichte des jungen Tages. Gigantische Klippen, in weißschäumende Gischt gehüllt, bewachen den weiten Eingang der Bucht und weisen den Wogen den Weg zum sandigen Busen, an welchem sie sehnd Erlösung und Ruhe suchen von ewiger Unrast.

Die Sonne beginnt den gelben Sand zu wärmen. Frische Brise trägt ihm des Ozeans salzigen Hauch entgegen, umspielt den bronzenen Körper, jagt prickelndes Blut durch die Adern. Er sieht den Möven zu, die Kindern gleich mit hochgezogenen Hosen nassglänzendem Strande entlang spazieren, neugierig nach der nächsten Welle äugend, ob sie Nahrung bringe, oder ob ihr allzu großes Ungestüm zur Flucht gemahne. Und weiter draußen tummeln sich Knaben gleich munteren Delphinen in der salzigen Flut. Ihr schlanker Körper stürmt den Wellenbergen entgegen, welche in drohender Majestät weiß rauchende Kämme heranwälzen. Doch ehe die silbernen Lawinen den grünen Berg hinunterdonnern, durchbohrt ihn kecker Übermut. Lachend schütteln die Bengel ihr tiefend schwarzes Haar, während der Welle Zorn im Sande brüllt.

Und träumend lauscht er einer Riesensymphonie, von herrlich braunen Menschen am goldnen Strande, zu denen auf blauem Wasser weiße Wogen pilgern, und weiße Wolken in blauer Luft. — —

Indessen stürmt die Flut sieghaft das Land. Bereits umrieseln ihre höchsten Wellen seine Schenkel. Erwachend sieht er voller Staunen ins bunte Treiben des Badelebens, als ob es ihn zum erstenmal umbrände. Dichte Menschenmassen verdecken den goldnen Sand. Statt herben Salzdufts durchzieht Schweißgeruch die Luft. Die Stunde göttlicher Nacktheit ist vorüber. Rings umwogt ihn züchtig verhülltes Fett und plötzlich löst sich ihm das Rätsel, warum die Sitte den Menschen seinen Leib verbergen heißt. Das Kleid allein kann die Geschöpfe darüber täuschen, dass ihr stolzer König das hässlichste der Tiere ist. Einzig der Fetzen Tuch bewahrt dem ausgereiften Menschen die Achtung vor sich selber, ja wird ihm zum Symbole seiner Geistigkeit.

Kreischende Weiber wetteifern mit dem brausenden Gesange der Sirenen. Bärtige Matrosen tauchen, zu Bademeistern umfrisiert, die roten, grünen, schwarzen Grazien in die Flut, dort wo ihr Zorn bereits gebrochen, sanft am Strand emporrauscht. Gellendes Quietschen empfängt ihr harmloses Gurgeln. Draußen aber, wo eben noch elastisches Spielen sonngebräunter Jugend ihn entzückte, stemmen jetzt eitle, schwarze Athleten ihre zottige Brust dem Element entgegen, und lassen die Bewunderung der wasserscheuen Menge um ihre Rücken fließen.

In sicherer Trockenheit sitzt die Mama im Strandkorb. Das reiche Badekleid verhüllt die welken Formen, doch so, dass Wind und Sonne und der vorübergehende Blick erschauernd sie erahnen können. An ihrer Seite lüftet sich schwimmbereit der Gatte. Sein runder Hängebauch beschattet schwächliche Schenkel. Blaue Mäander durchziehen sie, an deren Ufern borstig Röhricht sprießt. Ein bernsteinfarbenes Hühnerauge hilft ihm kurzsichtig dumm ins Meer zu glotzen. — —

Ohnmächtig wütend zieht der Ozean sich Zoll um Zoll zurück vor dem Geschmeiß, das seinen Strand erobert. — —

Und langsam fließen die Erinnerungen weiter, entlang den Waldesufeln eines Sees. Kristallne Wellen kichern unter dem ruhig gleitenden Kahne, klatschen leise an die moosigen Blöcke des Ufers. Lautlos rudert er die Geliebte durch sommerlich lastende Schwüle. Ein leichtes, weißes Gewand umfließt ihre schlanke Gestalt. Sie beugt sich über das Wasser, die feine Hand spielt mit dem See, mit blonden Locken die Luft. Von Zeit zu Zeit streift schelmisch bewundernder Blick die sehnige Bronze des Jünglings, den eine rote Ruderhose kleidet.

Dunkelgrün öffnet sich heimliche Bucht. Ein kräftiger Schlag wendet das Boot ihr entgegen. Sein Kiel gräbt sich knirschend in grauen Sand. Lautlos verschwindet das Mädchen mit dem Geliebten im duftenden Hain. — — —

Raschender Schritt weckt sie aus Liebeslust. Ängstlich ducken sich beide ins dichte Gebüsch, ihre strahlende Nacktheit zu bergen. Ein Menschenpaar ist's, das ebenfalls des Waldes heimlich dunkles Schweigen, die kühle Melodie des Wassers angelockt. Der stattliche Vierziger lässt sich zur Seite der zierlichen Kokotte nieder an gleicher Stelle, wo eben noch göttlicher Rausch ihr junges Sein durchbrauste. Das heilige Spiel beginnt, das die Natur der Jugend zugedacht. Voll Abscheu suchen sie dem würdelosen Anblick zu entfliehn. Jedoch unmöglich ist's zum Boote zu gelangen, ohne des alten Satyrs Blick auf sich zu ziehn, und wider Willen werden sie Zeugen der hässlichsten Entweihung der Natur, der plumpsten Parodie des hohen Lieds der Liebe. — —

Das war die bittere Stunde, welche endgültig die Augen ihm geöffnet. Jetzt hatte er begriffen, dass dem Genuss der Sinne des Frühlings Jahre nur geschaffen, dass er dem reifen Alter nicht geziemt. Jenes Erlebnis zeugte den Entschluss, das farbenfrohe Paradies auf immer zu verlassen, sobald der Jugend erstes Blühen vorüber, dass nicht auch er in selbstisch blinder Gier beitrage an der Schändung ewiger Schönheit. Eifrig begann er damals sich zu rüsten, dass einst der Mann in Ehren den hohen Platz erfülle in den ersten Sphären des Geistes und der Tat, zu welchen die Natur ihn wies. — —

Und neue Bilder ziehn an seinem Geist vorüber. Getragen von Begeisterung des Abiturienten eilt er zum stolzen Bau, der, auf dem Hügel erhaben thronend, hinwegblickt über die Alltäglichkeit der Stadt.

Andächtig setzt er sich zu Füßen des großen Lehrers, um unter seiner Führung einzudringen in der Völker Wesen, um an den Wechselfällen der Geschichte die Folgen des ewig Guten, ewig Bösen zu erkennen. Seines Vaterlands Entwicklung kennzeichnet zähes Ringen zweier Städterepubliken um die Füh-

rung, großzügig, ideal die eine, die andere kaufmännisch, opportun, bis dass der Gang der Zeiten den vornehm stolzen Sinn des Nebenbuhlers niederbrach. Der Sieg der Vaterstadt ward objektivem Geiste des großen Weisen zum Sieg des Rechts, und täglich sucht er drum an Hand vergilbter Dokumente nachzuweisen, wie unheilbringend des großen Toten unverständig hohes Streben dem Land gewesen, wie seine blinde Dummheit den Fortschritt hemmte, bis endlich doch die Weltgeschichte dem scheelen Bürgerneid, dem Bildersinn und Krämergeist zum Sieg verholffen.

Im Saale nebenan bemüht sich unterdessen der Kollege in stundenlanger Lesung, dem Dichter, dessen poesieumwobener Name die Hörer lockte, andre Gesinnung nachzuweisen, als sie sein Werk dem unbefangenen Leser zu offenbaren scheint, um ihn dann, stolz auf die Entdeckung, als Prunkstück der Fassade eigner Weltanschauung auszuhängen. Und gegenüber dürfen schönheitsdurstige Jünger der Kunst vom weißgelockten Greise mit den schwärmerischen Maler-
augen staunend vernehmen, wie vieler Freundschaft mit den Großen dieser Welt sie es verdanken, dass ihr Professor jenes berühmte Bildwerk selbst gesehn.

Enttäuscht konnte er damals anpacken wo er wollte, immer von neuem stieß er auf die Beschränktheit der Vertreter menschlichen Wissens, ja des Wissens selbst. Sie nannten's Gotteslehre, wenn sie sich erschöpften, die andern Menschen zu verdammen, ihnen böartige Borniertheit, verstockte Blindheit nachzuweisen, sie nannten's Recht, wenn sie den Advokaten lehrten, wie sie mit Kniffen es verdrehen konnten. Einzig in einer Richtung gab es keine Grenzen, im — Kleinkram. —

Immer klarer war es ihm geworden, dass uns das Leben nicht hält, was es verspricht. Immer deutlicher hatte er eingesehen, dass Edelmenschen nicht die patentierten Geistesäulen waren, sondern die Jünglinge, die bunten Schmetterlingen gleich voll vager Ahnungen unendlicher Größe, lichtgierig hin zum Leuchtturm zogen, bis dass auch sie die Flügel an der Wirklichkeit versengten, auch sie die Weisheit der Beschränkung lernten, als Spezialisten sich dem „Beruf“ zu weihn. Zwar gab es in der großen Schar immer die einen oder andern Kämpfer, die nicht zum Leben sich bekehrten wie es war, deren Menschenstolz nicht resignieren wollte, die hinter der Sinnlosigkeit des Daseins nach verborgenem Geheimnis forschten. Sie suchten in Gebilden eitler Phantasie dem Leben Zweck zu geben, sie kämpften, litten für ihre Theorie, bis andere Utopisten ihr hohles Fundament zerbrachen, um neuen Schaumgebilden Platz zu schaffen. Ihm aber blieb's versagt, die Dinge anders sehn zu können, als sie sind. —

Er gedenkt des Glückes, das ihn durchbebte, als bittere Notwendigkeit mit rauher Hand das Grübeln endete und ihn hinein ins praktische Leben warf. Von neuem hoffte er seinen Sinn zu finden. Doch bald schon ward die Arbeit ihm zur Pflicht, die Pflicht zum Zwang. — Er fühlte gar zu deutlich in sich den Fluch, womit der Schöpfer einst die Arbeit als Strafe über sein Geschlecht verhängt. Was andere lockte, Reichtum, Macht für alte Tage zu erringen, sagte ihm nichts. Er wusste, dass der Lohn dem Opfer nicht entsprach. Mit Aufbietung der letzten Jugendkraft hatte er schließlich den goldnen Ring gesprengt

in dem ihn die Maschine und der Zeitgeist zu ersticken drohten und war der Welt entflohn in seinen Turm auf hohem Berg. —

Und hier ist die Versuchung zum letztenmal an ihn herangetreten. Beim Anblick des weiten Landes zu seinen Füßen, der Städte und Dörfer, die zwischen wogenden Wäldern leuchten, der lieblichen Seen, welche schmeichelnd der Berge stolzes Fundament bespülen, hat ihn die Lust erfaßt zu herrschen. Jede Nacht gaukelt der Traum ihm vor, der Herr zu sein von hunderttausend Menschen, ihr Tun zu leiten, über ihr Gedeihn zu wachen, weise des Landes ferne Größe zu bereiten.

Doch das helle Licht des Tages zerfrisst jeweilen unerbittlich den Trug der Nacht. Wo ist jetzt der berühmte Bürgermeister der Stadt, die ihre weißen Häuser im See bespiegelt? Wo die mächtige Kantonsregierung? Kaum kann er den Palast erkennen, in welchem sie voll Wichtigkeit sich räuspert! Was kümmern sich um sie die Myriaden unsichtbarer Menschlein, die in den winzigen Häuschen ihre Bäuche füllen, was kann sie für das segensreiche Kreisen der Sonne, dafür, dass Herbst die Wälder goldet, Frühling sie grünt? Und ringsum spreizen sich ein Dutzend andrer Stättlein, das halbe Vaterland regiert von stolzen Bundesräten. Und in der weiten, unsichtbaren Ferne dehnen sich riesengroß die Nachbarländer, in deren Massen das kleine Bergvolk fast erstickt. Doch selbst dem Mächtigsten gehört ein winzig Teil Europas nur, das sich als Mittelpunkt der Schöpfung fühlt. Sein großes Tun soll ja vergessen machen, dass es, ein unscheinbarer Auswuchs am Riesenleib der alten Welt, sich windet, die selbst hinwiederum nur Gegenpol zur jungen Kraft Amerikas in der unendlichen Wasserwüste schwimmt.

Wie muss die Sonne lachen, wenn sie weiß, dass drüben auf der Erde die mikroskopisch kleinen Lebewesen streiten, ob sie zu einem Weltbund sich vereinigen wollen, oder ob es nicht besser, höher sei, auch weiterhin einander zu befehlen! Und wie geschmacklos findet wohl Orion gar der unscheinbaren Sonne Verachtung für Dinge, die sie nicht versteht. — —

Gott! Was ist der Mensch! Er sehnt sich in der Jugend, der Zeit des Glückes, nach der Reife, er sehnt sich nach Erkenntnis des unendlich Hohen, des unendlich Weiten, womit sein idealer Sinn ihn vorwärts lockt. Der Unglückselige, dem sich die Schleier lüften, steht vor dem Nichts. —

Und doch, so viele, ja die meisten sind imstande, sich ernst zu nehmen, finden das Leben sinnvoll, finden es schön. Sie höhnen ihn, dass er an Illusionen der Jugend glaube, die ihm die frohe Wirklichkeit verberge, sie spotten seines Hochmuts, der Unerhörtes für sich heischt.

Glückliche Toren, die zufrieden sind am Platze, an den das Schicksal sie gestellt! Sie haben nie die Jugend ausgekostet, konnten nie ermessen, was sie uns verspricht. Sie ahnen nicht, wie jämmerlich das Leben sie betrügt. Denn ganz allmählich, ohne es zu merken, sind sie ins Grau des Alltags hineingewachsen. Langsam gewöhnten sie sich an die Wirklichkeit, weil nicht Erkenntnisdrang und Schönheitsdurst ihr Werden lenkten. Sie nennen schön, was altersgrauer Leute Erfahrung also preist. Sie nennen gut, weil man's so nennt, was ihnen noch vor wenig Jahren verdammenswert erschienen. Sie finden das Leben herrlich, weil's

unbequem, weil es geschmacklos gilt, sich mit den Dingen, wie sie einmal sind, nicht abzufinden. Sie glauben fest an ihre hohe Sendung, ob klein, ob groß, weil's der erhabenen Menschenwürde nicht entspräche, wenn es anders wäre. Denn sie sind eitle Narren, welchen Schöpferlaune die Gabe lieh zu denken, sodass sie, darauf stolz, zu Höchstem, Ewigem sich berufen fühlen, während zur gleichen Zeit sie niedrer Selbsterhaltungstrieb versöhnt mit ihres Lebens Notdurft. Er ist's, der ihnen lehrt, die eigene Beschränktheit ins Unendliche zu dehnen, damit zufrieden, dass das magische Wort „Berufung“ gemeinstem Broterwerb die Aureole höhern Sinns verleiht.

Ihr Leib hat Durst, sie saufen, sie möchten lachen, und sie saufen mehr. Sie wollen glänzen und sie sehn, wie's andre treiben, deren Schein sie blendet. Und mit der Regelmäßigkeit des Triebts meldet sich das Bedürfnis, für kurze Zeit dem Joche zu entfliehn, in das sie sich gerettet; sie machen Ferien, wie sie's nennen, und bemühen sich äffisch, das Genießen unbewusster Jugend nachzuahmen. Mit ihrer Gegenwart trüben sie jenen, für die die Sonne lacht, ihr reines Glück. Ihr muffiger Geruch, den Houbigant und Cotty umsonst verjüngen wollen, schwammiges Fett, das schlotternd ihr Gebein verhüllt, gedunsene Fratzen, welche vom Schleim der Lebensweisheit und Erfahrung triefen, während sie Puder, Rotstift, Kleid und Diamanten Lügen strafen, ihr ganzes hohles Tun und Sein, ruft jugendlichem Hoffen „memento mori“ zu. — —

Doch soll er wirklich stolz auf den Genuss verzichten, den auch für ihn das Leben noch bereit hält? Wäre es nicht klüger, sich dem Unvermeidlichen zu fügen, sich einzubilden, was nicht ist? Wie heut im Traum bei Eheglück und selbstzufriedener Wichtigtuerei den andern gleich, die schale Wirklichkeit vergessend, sich an den Surrogaten des Spießers zu erfreuen, der prahlend hinterm Wirtstisch der Ewigkeit sich selbst zum Maßstab gibt? Wär's nicht das beste, sich zu bescheiden, in roher Selbstsucht aus des Lebens Hefe Befriedigung zu schöpfen, der Umwelt und sich selber einzureden, Gott zu gleichen?

Nein! Niemals kann er offenen Auges mithelfen, die Komödie zu spielen, den Kreis des tollen Reigens immer neu zu schließen, in welchem Alter dadurch nur sein Dasein fristet, indem's argloser Jugend anzubeten lehrt, was selbst es einst bereit war zu verbrennen. Es fehlt ihm der gesunde Egoismus der weisen Väter, die mit dem Leben sich abgefunden, die unbekümmert um das Leid der kommenden Geschlechter nur an Befriedigung des eignen kurzen Sinnenrausches denken. Des Kindes Lachen verklärt ihm nicht die heißen Tränen, die Tiefe nicht des stummen Leids. Er kann sich nicht mit der Verheißung künftigen Glückes trösten, die sich der Menschen Eitelkeit und Selbstsucht ausgedacht. —

Er will verschwinden, — will untergehen in der Masse der Namenlosen, die stumpf das Leben über sich ergehen lassen, um das sie nicht gebeten, welche gleichgültig in Sonne, Vogelsang und Frühlingsleuchten, in Wind und Regen stehen, bis die Erlösung kommt, der Wurm sie frisst. — — —

PAUL BORSINGER